

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 118.

Berlin, Dienstag den 1. Oktober

1844.

Frankreich.

Der gegenwärtige Stand der französischen Industrie.

Die Berliner Gewerbe-Ausstellung hat das Interesse des Publikums für Industrie reger, als je, gemacht und ist gewiß überall in unserem Vaterlande als ein Zeugniß für den glänzenden Aufschwung derselben in Deutschland begrüßt worden. Frankreich ist uns seit vielen Jahren mit einem solchen Institute vorangegangen und wird uns darum auch über die Wirksamkeit desselben belehren können. Herr L. Rodet, von dem das Original des nachfolgenden Aufsatzes in der Revue des deux Mondes herrührt, gehört unter die Wenigen, welche die Gewerbe-Ausstellungen in ihrer jetzigen Gestalt verwerfen, und möchte uns, obgleich seine Betrachtungen sich speziell auf Frankreich beziehen, sowohl über diesen Gegenstand als über dasjenige, was unsere Industrie von der des Auslandes noch zu lernen hat, manchen nützlichen Wink an die Hand geben.

1. Die Gewerbe-Ausstellung; ihre Vortheile und Nachteile.

In einem so großen, mächtigen und ergiebigen Lande, als Frankreich, sind der Industrie die Mittel geboten, unter den mannigfaltigsten Formen aufzutreten. Von dem Ackerbau, der allen anderen Arten der Arbeit zur Grundlage und Stütze dient, bis hinauf zu den schwierigsten Leistungen der Kunst, finden daselbst fast alle menschliche Thätigkeiten physische und geistige Kräfte, die sich ihrer annehmen. Der tägliche Austausch dieser Productionen unter den Gliedern der großen Staatsfamilie unterhält einen lebhaften und unermesslichen Handel, während, was im Innern des Landes nicht konsumirt werden kann, die Quelle eines anderen, zwar weniger bedeutenden, aber durchaus nicht unwichtigen Handels wird. Durch diesen auswärtigen Handel ist Frankreich mit der übrigen civilisirten Welt verbunden, durch ihn trägt es die Kultur zu den barbarischen Völkern der Ferne, durch ihn endlich, da er ein blühendes Seewesen erfordert und Reichthümer im Gefolge hat, wird die imponirende Stellung befestigt, die Frankreich unter den Staaten einnimmt.

Ein Volk wird mit dem Auslande Handels-Verbindungen anknüpfen, wenn es an gewissen Productionen Ueberfluß hat, an anderen Mangel leidet, oder wenn es eine eigenthümliche Fertigkeit für diese oder jene Arbeit besitzt, die im Auslande geschätzt wird, während man auf der anderen Seite wieder gewisse Artikel absichtlich in einem Zustande relativer Unvollkommenheit läßt, um ein zahlreicheres Publikum für die Consumtion zu gewinnen. Hauptsache aber bleibt es, wie bei jedem Handel, auch hier, daß für die kleinste Summe der aufgewendeten Kapitalien und Mühen der höchstmögliche Preis erzielt werde.

Die edlen Metalle dienen zur bestimmten Messung des Wertes. Ein Land muß ihrer in hinlänglicher Menge besitzen, damit sie leicht herbeigeschafft werden können, sobald Nothwendigkeit oder Zufall ihre reelle Gegenwart erheischen. Ist man vom Vorhandenseyn der genügenden Menge baaren Geldes überzeugt, so tritt der Kredit an die Stelle desselben, wodurch der Verkehr bedeutend an Leichtigkeit und Bequemlichkeit gewinnt. Wenn indeß das Geld zu häufig wird, so müssen die künstlichen Gegenstände an Werth verlieren, und es sind in solchem Falle schon oft traurige Verwirrungen entstanden, durch die man genöthigt wurde, die edlen Metalle, wie Waare, auszuführen. Fehlt es dagegen an baarem Gelde, so wird es der Vortheil des Landes erheischen, durch alle Mittel dasselbe ins Land zurückzuführen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die europäischen Regierungen, und besonders die französische, sehr besorgt um das Gleichgewicht des Handels, wie sie es nannten. Man versuchte nämlich — und in manchen Staaten geschieht dies noch heute — die ein- und ausgeführten Waaren bis auf die Groschen und Pfennige abzuschätzen, und verglich sie dann mit einander. Diese Berechnung war aber so mangelhaft und so viele Rebenumstände waren dabei unberücksichtigt geblieben, daß keine wahre Uebersicht gewonnen werden konnte. Das Gleichgewicht des Handels läßt sich eber fühlen, als genau berechnen. Man denke nur an die ungleichmäßigen Transport- und Affekuranz-Kosten, an die verschiedenen Zölle und Wechsel-Sporteln, die alle den Werth der Waaren modifiziren.

Die Landes-Regierung übt einen großen Einfluß auf die Resultate der Arbeit und den Handel, der mit denselben getrieben wird, nach Außen durch Zölle, Einfuhr-Verbote, See-Gesetze und Handels-Traktate, nach Innen durch Steuern, Wege und Privilegien. Ihr Bemühen soll es seyn, die Arbeit zu

entwickeln und aufzumuntern. Die folgenden Bemerkungen mögen zeigen, inwieweit dies der französischen Regierung gelungen ist.

Frankreich hatte in diesem Jahre wiederum das schöne Schauspiel, die vorzüglichsten Erzeugnisse der National-Industrie auf einem Punkte beisammen zu sehen. Aus allen Ländern kamen Fremde, um Theil an dieser Feier zu nehmen, und stimmten mit den Franzosen in die Bewunderung der ausgestellten Gegenstände ein. Die schöne Jahreszeit, die festliche Ausschmückung der Arbeiten, der Glanz und die Auswahl der Meisterwerke begeisterten selbst die ernstesten Beurtheiler. Jetzt aber, da das lärmende Treiben der Stille gewichen ist und die vereinigten Reichthümer wieder zerstreut sind, kann die Begeisterung der ruhigen Reflexion Platz machen. Wir werden nicht grämlich erscheinen, wenn wir untersuchen, ob die großen Vortheile der Ausstellungen reell oder eingebildet sind, und ob ihre Wiederholungen für das Land und die Exponenten wünschenswerth wären.

Unter den Begriff der Industrie gehören alle diejenigen Bearbeitungen roher oder schon bearbeiteter Stoffe, die aus Speculationsgeist unternommen und mit Kunstfertigkeit ausgeführt werden. Die Industrie reicht an der einen Seite hinab bis zum Ackerbau, der selbst ihre erste Aeußerung ist, und schließt auf der anderen mit den schönen Künsten, die von ihr mit Werkzeugen unterstützt werden und ihr dafür von ihren Regeln und ihrem Geschmacke mittheilen. Die Gewerbe-Ausstellung in Paris durfte also Alles zulassen, was zwischen diese Grenzen fällt und transportirt und placirt werden konnte. Man beschränkte sich indeß auf die Gegenstände der Fabrication oder Manufaktur, das heißt auf diejenigen, zu deren Bereitung die gemeinschaftliche Arbeit vieler Menschen erforderlich ist. So war die Ausstellung freilich ein unvollständiges Bild der Landes-Industrie, aber sie war reich und glänzend und riß selbst diejenigen zur Bewunderung hin, die sich wenig Nutzen für das allgemeine Beste von ihr versprechen.

Nichts, in der That, ist problematischer, als die reellen Vortheile einer solchen Ausstellung. Für diejenigen freilich, welche die Gewerbe schützen und beleben sollen, ist sie sehr erwünscht. Es muß den Stolz dieser Männer erhöhen, die Blüthe der Thätigkeiten vor Augen zu haben, die ihrer Sorge anvertraut sind; und welche schöne Gelegenheit wird ihnen dabei geboten, sich Freunde zu verschaffen! Wie erfreulich ferner für den König, seine Familie und seinen Hof, in kurzer Zeit und ohne Mühe in alle Mysterien und Prozeduren der mannigfaltigsten Fabricationen eingeweiht zu werden, da man sich eifrig bemüht, ihnen Alles zu erklären, und wie viel Gelegenheit zu verbindlichen und anmüthigen Worten ist ihnen gegeben, die ihre Wirkung nie verfehlen und bis in die entferntesten Gegenden Frankreichs als Trophäen getragen werden! Dann kommen die Bewohner der Stadt und drängen sich um Dinge, an denen sie in ihren Läden und Magazinen gleichgültig vorübergehen, und endlich die Sachverständigen, welche die schönen Gegenstände beschreiben und prüfen.

Es ist nicht zu leugnen, als europäischer Markt, als Basar, kann die Ausstellung einigen Industrien von Nutzen seyn, indem dieselben die Aufmerksamkeit des Publikums, das sie vielleicht früher vernachlässigte, auf sich lenken und leichter Konsumenten gewinnen. Besonders profitieren dabei neue Häuser, die bis dahin noch nicht bekannt waren, während auch die alten da nicht zurückbleiben können, wo ihre Rivalen erscheinen. Aber was ersetzt den Ausstellern die verlorene Zeit, die Vernachlässigung ihrer Geschäfte und die gemachten Unkosten? Es ist wahr, die Jury belohnt sie durch Medaillen und ehrenvolle Erwähnung, und empfiehlt auf diese Weise dem Publikum die Fabrikate; aber, da fast Alle zu einer Auszeichnung kommen und die sorglose Menge sich wenig um die verschiedenen Klassen kümmert, so wird eigentlich Niemand ausgezeichnet. Und, wenn wirklich eine besondere Belohnung zuerkannt wird, so sind die betreffenden Fabrikanten gewöhnlich schon dem Publikum als bedeutende Personen bekannt. Auch, scheint uns, dürfte das Schicksal einer dem Lande nützlichen Fabrik nicht von dem Erfolge bei einer Ausstellung abhängen, da nur zu oft gerade eine solche bei der Vertheilung der Prämien vernachlässigt wird.

Nicht weniger nimmt folgende Betrachtung gegen die Gewerbe-Ausstellungen ein. Entweder bezeichnet der eingesendete Artikel, so vorzüglich er auch seyn mag, keinen merklichen Fortschritt und erhöht dann den Ruf des Produzenten wenig, oder er hat neue Eigenschaften und enthält ein noch unbekanntes Prinzip. Aber was geschieht in diesem Falle? Das Publikum wird vielleicht besser in den Stand gesetzt, die gemachte Erfindung zu würdigen, aber die Rivalen, geschickter und interessirter als das Publikum, werden sich auf alle Weise das Geheimniß der neuen Production zu verschaffen suchen und,

ohne auf Versuche Kosten zu verwenden, mit dem Erfinder bald auf gleicher Stufe stehen. Dazu kommen die Untersuchungen der Jury, deren Gerechtigkeit es erfordert, jedes Verfahren kennen zu lernen, ehe sie ihr Urtheil darüber abgibt. Endlich — und dies ist nicht der geringste Nachtheil — werden durch ausländische Abgeordnete die neuen Methoden Gemeingut Europa's, ehe die ursprünglichen Produzenten aus den Resultaten ihrer Mühe den verdienten Nutzen ziehen können.

Es hat also der Fabrikant auf der einen Seite Ehre und Lob oder vielmehr, um wahr zu sprechen, Befriedigung seiner Eitelkeit und die ungewisse Hoffnung auf neuen Absatz, auf der anderen ist er zu Ausgaben genöthigt, versäumt seine Geschäfte und giebt seine Erfindungen preis. Darf man sich darum über den Widerwillen wundern, den so viele verständige Gewerbetreibende gegen die Ausstellungen zeigen, daß z. B. Lyoner und andere Fabriken von denjenigen Stoffen, mit denen sie auf den nächsten Märkten aufzutreten gedenken, keine Proben auf die diesmalige Ausstellung geschickt haben? Die Erfolge einer Industrie hängen größtentheils vom Geheimniß der Production und der plötzlichen Veröffentlichung der neuen Stoffe ab. Wer ein Verfahren entdeckt hat, durch dessen Anwendung er Käufer anzulocken glaubt, muß für einige Zeit ein gewisses Monopol auf dasselbe besitzen, das ihn so lange für seine Mühe schadlos halten muß, bis der Haufe der Nachahmer die Vortheile seiner Erfindung mit ihm theilt.

In Frankreich waren nach der ersten Revolution die Ausstellungen von Nutzen, als daran lag, dem Lande die beruhigende Versicherung zu geben, daß der industrielle Geist in den politischen Stürmen nicht untergegangen sey. Jetzt würde, selbst, wenn sie mit großen Kosten verknüpft wäre und dem Nationalstolz weniger schmeichelte, nur eine Ausstellung ausländischer Erzeugnisse dem Lande große Vortheile bringen können. Es ist oft der Wunsch ausgesprochen worden, daß Großbritannien, das in dieser Hinsicht am meisten vorgeschrittene Land, eine solche Vereinnung des Besten, was seine Industrie zu leisten im Stande ist, veranlassen möchte; aber wir sind fast sicher, daß sich die dortigen Fabrikanten vor der Erfüllung dieses Wunsches hüten werden. Sie wollen lieber ihre ausländischen Konkurrenten studiren, als sich von ihnen studiren lassen.

Der lange Friede, die Vermehrung der Menschen, die verständigere Verwendung der Menschenkräfte in der Industrie und beim Ackerbau haben besonders die Menge der Productionen vermehrt. Es ist fast nicht mehr nöthig, im voraus eine Bestellung zu machen, wenn nicht Arbeiten zu ganz besonderen Zwecken verlangt werden; man findet Alles vorräthig, dessen man bedürfen kann. Die große Ausdehnung der Fabriken macht die Waaren billiger und wiederum die Leichtigkeit, sie sich zu verschaffen, den Verbrauch größer. Viele würden sich oft abhalten lassen, zu kaufen, wenn sie die Bestellungen, die sie machen, erst lange besprechen müßten und dann noch ungewiß wären, wie die Arbeit ausfallen würde.

Wie groß auch der Erfindungsgeist und die Kunstfertigkeit der Franzosen sey, so haben sie es doch nur in wenigen und nicht einmal in den wichtigsten Zweigen des Gewerbleißes zur größten Vollkommenheit unter ihren Konkurrenten gebracht. Sie sind groß in Gegenständen, bei denen der Geschmack Hauptsache ist, oder die die Hülfen der Wissenschaft erfordern. Dagegen sind die nützlichsten Gewerbe, diejenigen, denen die Sorge für die Bedürfnisse der großen Menge obliegt, bedeutend zurückgeblieben. Es ist zwar erfreulich, daß in Frankreich die Arbeiter besser bezahlt und gehalten werden als in anderen Ländern, und nicht, wie dort, in Elend und Erniedrigung versinken können; man läßt sich um diesen Preis schon eine kleine Ueberschuldung gefallen. Aber die Handarbeit ist nicht das einzige Element der Production; die Maschinen, Utensilien und bewegenden Kräfte sind in Frankreich so theuer, daß die gewöhnlichen Bedürfnisse von den Fabriken nicht, wie es geschehen sollte, befriedigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

Die mexikanischen Indianer.

II. Scenen aus Chinantla.*)

Ich führe meine Leser unmittelbar nach dem in Europa ganz unbekanntem wilden, romantischen, mit den üppigsten Urwäldern bedeckten Gebirgslande Chinantla, welches die östlichen Theile des Departements Oaxaca einnimmt und an die Westseite des Departements Vera Cruz gränzt. Es bildet den östlichen Abhang der Central-Kordillieren, welche in einer Menge scharfgezackter Parallellinien, gleichsam Treppentritten, sich in die Alvarado-Ebenen hinabsenken. Die einzelnen Berggipfel sind durch steile und sehr tiefe Einsenkungen von einander getrennt, deren unterster Schlund stets das Bett eines schäumenden Gebirgsstroms bildet, der äußerst mühselig und gefahrvoll zu passieren ist. Wir befinden uns auf dem Marsch nach dem Hauptdortse Chinantla's, San Pedro Tepinapa, schreiten aber wegen der Wildheit des Terrains nur langsam vorwärts; die beladenen Maulthiere arbeiten sich in dem Alles überschattenden Walde mit Anstrengung eine steile Bergseite nach der anderen hinauf, um, wenn endlich die Spitze erreicht ist, auf der anderen Seite wieder eben so tief hinabzuklettern. Der Weg ist indessen nicht so einsam wie gewöhnlich; von den Waldböden und aus den Thalschluchten kommt eine Menge von Indianer-Familien gezogen, die den Weg nach Tepinapa einschlagen; wir erfahren bald, daß sie dort das Fest des Schutzheiligen der Stadt feiern

wollen. Jeder spanisch-amerikanische Ort nämlich hat, so wie jeder apostolisch-katholische Christ, seinen Schutzheiligen (padron), dessen Namen der Ort als Bornamen trägt, und man feiert das Fest dieses Schutzpatrons, als das höchste Fest des Jahres, mit aller nur möglichen Pracht. Eine Kommunal-last, aber auch eine große Ehrenbezeugung ist es, zum mayordomo des Heiligen erwählt zu werden: als solcher versieht der Gewählte das Amt des Fest-Direktors, und hat zugleich alle öffentliche Zurüstungen zum Feste zu bezahlen, wie z. B. das Honorar an den Geistlichen für die verschiedenen Fest-Messen, die Anschaffung von Altar-Lichtern, einer großen Menge Böller, Raketen und Schwärmer, welche während des Gottesdienstes und später während der Prozessionen unablässig abgebrannt werden, um den Heiligen im Himmel auf die Devotion aufmerksam zu machen, mit der das Fest gefeiert wird; bisweilen kann es auch dem mayordomo obliegen, ein neues Gewand für den Heiligen anzuschaffen, weil Schaben und Ameisen vor dem Heiligen durchaus keinen Respekt gehabt haben.

Gegen Nachmittag bekommen wir die Palmhütten Tepinapa's zu Gesicht, allein noch sind wir durch einen 200 Fuß breiten reißenden Strom von ihnen getrennt, und da der einzige Zugang zu dem Orte von dieser Seite her über eine sogenannte „Hängematte“ (hamaca) führt, so sehen wir uns, so nahe am Ziele, auf eine unbehagliche Weise noch mehrere Stunden aufgehalten, ehe wir den Strom mit Thier und Ladung passiren können. Eine solche Hängematte ist nämlich ein aus sehr feinen, aber zähen Schlingpflanzen bestehendes loses Geflecht, welches von einer Felswand am Ufer des Stromes oder von einem kräftigen Baume hoch über dem schäumenden Strom nach dem anderen Ufer hinübergespannt ist. Mit Schrecken sieht der Reisende das erste Mal den beladenen Indianer sich auf die gebrechliche, bei der geringsten Bewegung in heftige Schwingung gerathende gefährliche Brücke hinaufbegeben, wo man bei jedem Schritt tief in das lockere Geflecht hineinsinkt und wo man nur durch Ausbreitung der Arme sich davor sichern kann, hindurch und in die wirbelnde Fluth hinab zu stürzen. Die Dorfschaften sind zwar verpflichtet, jeden zweiten Monat diese geflochtenen Hängebrücken zu erneuern, aber in dem ungemessen feuchten Klima, wo Regengüsse und heftiger Sonnenbrand unaufhörlich mit einander abwechseln, ist das Geflecht oft schon vor Ausgang des zweiten Monats gänzlich verfault, und Unglücksfälle gehören keinesweges zu den Seltenheiten. Die Thiere bringt man über den Strom, indem man sämmtliches Gepäck abladet und Stück für Stück von den Indianern über die Hängebrücke tragen läßt, die Thiere dann mit Peitschenhieben und ermunterndem Zuruf in die Fluth treibt oder, wenn diese so reißend ist, daß man fürchtet, sie möchten verunglücken, einen Lasso (Lederrücken) über das Wasser bringt, und nun, nachdem man von beiden Flussufern aus einen Strick um den Hals des Thieres befestigt, es auf solche Weise geschleppt in den Strom peitscht.

Obgleich das Dorf Tepinapa unmittelbar am entgegengesetzten Ufer lag, so wurde es doch für zweckmäßig gehalten, nachdem der Fluß passiert war, die Thiere wiederum beladen zu lassen, um so das ganze Gepäck mit einem Male nach dem Konsistorial-Gebäude (casa consistorial), welches überall in den Indianer-Distrikten das Absteige-Quartier des Reisenden ist, unter Obdach zu bringen. — Wir begaben uns nun in das Dorf, dessen Lage äußerst idyllisch ist; die Hütten sind in dem kleinen Flußthale zerstreut, um das sich rings hohe waldbedeckte Berge nach allen Seiten erheben. Das ganze Dorf liegt in einem schattigen Hain von den herrlichsten Drangenbäumen, Iniskulen, Aguakaten, Guayaven, Cedresen, und in dem Schatten dieser höheren Bäume wuchern duftende Kakaobäume, zugleich voller Blumen und Früchte. Das Konsistorial-Gebäude liegt der Kirche gerade gegenüber, und wir bemerkten schon Vorbereitungen zu dem morgenden Feste. Die Fagaden beider Gebäude waren mit Guirlanden aus den prächtigen hochrothen Blumenkelchen der heliconia Bihai und dem zierlichen, glänzenden Laub niedriger Korymben (chamaedorae) verziert. Eine auf gleiche Weise geschmückte Ballustrade führte von der Kirche nach dem Konsistorialhause. Gleich nach der Ankunft erschienen der Alcalde und der Regidor, um den Gast zu bewillkommen und seine Befehle entgegenzunehmen, wie dies stets in den Wohnorten der Indianer geschieht, um auf diese Weise zugleich zur Theilnahme an der Festfeier der Stadt einzuladen.

Ich erfuhr zugleich, daß der Priester, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, nicht angekommen sey, daß aber das Fest gleichwohl begangen werden sollte. Wirklich begann gleich nach Mitternacht ein solcher betäubender Lärm mit den Kirchenglocken, die einige Schritte von dem Hause entfernt unter einem Pölschauer angebracht waren, daß es nicht möglich war, an Schlaf zu denken, und dieses fatale Beieren dauerte bis Tagesanbruch ununterbrochen fort, denn dasselbe wird als ein wichtiges Ingredienz des Gottesdienstes angesehen. Eine Stunde vor Tagesanbruch war die ganze Bevölkerung in der Kirche versammelt, und die Weiber stimmten eine Art Morgenhymne in den schneidendsten Misionen an. Erst um 7 Uhr begann die feierliche Messe, und ich fand mich zu dieser Zeit ein, um unter der knieenden Versammlung Platz zu nehmen. Der Fußboden der Kirche bestand aus festgestampftem Lehm und diente zu Begräbnissen; ein eigenthümlicher Luftzug, der von dem Orte, wo ich kniete, aufstieg, überzeugte mich, daß vor kurzem hier ein Todter begraben sey. Jeder von den Knieenden hatte vor sich auf der Erde ein Blumenbouquet und an der Seite einen kleinen Krug stehen. Der Gottesdienst begann mit dem Abhängen eines lateinischen Gebetes, welches der Sakristan, ein alter gebräunter Indianer, vor dem Altar unter vielen seltsamen Geberden vortrug. Das responsum wurde auf einer Galerie an dem entgegengesetzten Ende der Kirche von einem Orchester ausgeführt, das aus einer alten schnarrenden Trompete, einer dito Bioline, deren Saiten aus Fasern der Agave bestanden, einem eigenthümlichen indianischen leise schnüffelnden Holzflöte und einem Paar Trommeln aus ab-

*) Vgl. Nr. 116 des Magazins.

gefügten Stücken des hohlen Cecropiabaus zusammengefügt war. Das natürlichere keine Spur von Harmonie unter den Instrumenten stattfand, ist wohl überflüssig zu bemerken. Das Musikstück bestand nur aus einem Satz von drei bis vier Tacten, der fortwährend wiederholt ward; die ganze Abwechslung war nur hin und wieder eine Veränderung im Tempo. Das Orchester blies und donnerte darauf los, was das Zeug halten wollte, und der Sakristan fiskulirte und zischte abwechselnd nach bestem Vermögen.

Nach dem Gesänge las der Sakristan eine Lobrede in Chinantekischer Sprache auf den Heiligen aus einer alten Postille vor; währenddessen war über das Altarbild ein Flor gezogen, und hinter diesem wurde nun eine große aufgepumpte Puppe an einem Bande fortwährend auf- und niedergezogen, um die Himmelfahrt des Heiligen auf sinnliche Weise zu verdeutlichen. Die kleine Silberglocke des Altars erinnerte inzwischen die Gläubigen daran, sich von Zeit zu Zeit kräftige Schläge vor die Brust, als Zeichen ihrer Reue, beizubringen, und jedesmal, wenn dies geschah, schüttete man ein wenig Getränk (tepatsche) aus dem vorhin erwähnten kleinen Krüge auf die Erde zu den dort unten ruhenden Todten hinab. Draußen vor der Kirche wurden fortwährend Kanonenschläge und Böller abgebrannt, und der ganze Gottesdienst mußte notwendig die Vorstellung hervorrufen, daß man unter einen Haufen Wahnsinniger gerathen sey.

Der Gottesdienst war beendet, und man schickte sich zu der feierlichen Prozession an. Das Heiligenbild wurde in ein mit Blumen und farbigen Bändern geschmücktes Gehäuse gesetzt, welches von den Indianern auf den Schultern an der Spitze des Juges unter einem Baldachin getragen wurde. Der Zug ordnete sich, je zwei und zwei, jeder mit seinem angezündeten Talglöckchen in der Hand. Singend setzte man sich langsam in Bewegung; zu beiden Seiten der Prozession gingen Leute, die unablässig Raketen und Schwärmer fliegen ließen. Die Prozession durchzog das ganze Dorf. Vor jeder Hütte ward ein wenig angehalten und Schalen mit tepatsche (gährendem Zuckersaft) wurden den singenden Leuten zur Labung hinausgereicht. Die Folge hiervon war, daß man den Weg kaum halb zurückgelegt hatte, als schon die ganze Versammlung völlig berauscht war. Die Reihen der Prozession wurden auf diese Weise zunehmend dünner, indem hier Einer, dort der Andere an der Seite des Weges liegen blieb. Nicht die Hälfte kehrte mit dem Heiligen zur Kirche zurück, der dort zur Ruhe gebracht ward. Die Indianer waren mit der würdigen Weise, in welcher ihr Schutzheiliger verehrt worden war, überaus zufrieden. Jetzt versammelte man sich im Konsistorialhause; der Alcalde, die Regidores und der Schreiber nahmen auf der einen Seite, die Alten auf der anderen auf Bänken Platz, und nun begann man von beiden Seiten, dem Gegenüberliegenden zierliche, der Feier des Tages angepasste Complimentirungsreden zu halten. Erst nachdem dies beendet, begab sich Jeder nach Hause, und jetzt begann erst recht das Fest. In den Häusern waren schon mehrere Tage vorher die bedeutendsten Vorbereitungen getroffen, um das Fest recht üppig zu begehen, zu dem alle Bekannte (comadres und compadres) aus den benachbarten Orten eingeladen waren. Truthühner waren geschlachtet und zu dem beliebten mole zubereitet; lange Streifen gedörrten Ochsenfleisches (tasajo) hingen über dem Feuerherd im Rauche; hier und da sah man selbst ein Stück Tapirfleisch, oder den delikaten Braten eines Tepezcutilli (ein bisher unbeschriebenes Nagetier aus dem Yacageschlecht) über dem Feuer am Spieße drehen. Aus dem Hause hatte man mehrere Rächte hinter einander bei Fackelschein eine Menge bobos (ein sehr fetter Süßwasserfisch) und große Haufen Flüssigkeiten (camarones) mit kleinen Netzen gefangen. Große Thonkrüge mit dem beliebten Tepatsche, das wichtigste Ingrediens des Festes, harrten der Trunklustigen — und das waren Alle. Mächtige Haufen warmer Tortilla's (Maiskuchen — das einzige Brod der Indianer) lagen wohlverdeckt in den Calabashschalen; ein Ueberfluß an herrlichen Früchten, Orangen, Jincuisen, Talaos (eine neue Art Granadilen), platanos de Guinear und de Castilla (Bananen) —, kleine Schalen mit Chile mole (spanische Pfeffer und Tomaten, zu einer Sauce zusammengerieben) —, Alles lud zum Genuße ein, und man war nicht spröde.

Während der Orgien, die hierauf folgen, bemerkt man dennoch an dem Indianer stets eine außerordentliche Gutmüthigkeit. Niemals, selbst wenn die ganze Versammlung berauscht ist, hört man Zank und Streit; noch weniger kommen Schlägereien oder gar Mord vor, die bei den spanischen Kreolen als Finale der Lustbarkeit nie ausbleiben. Ihre Genußsucht geht übrigens so weit, daß sie selbst ihren umgesunkenen Trinkbrüdern noch eine Schale unter den Tisch reichen. Ihr Tanz besteht nur in einem langweiligen Trippeln auf demselben Fleck, und die Musik, die sie begleitet, ist die uns vom Gottesdienste des Morgens noch wohlbekannte. Die Nacht küßt endlich die ganze Scene in Dunkel, die mit einem allgemeinen Rausch endet, welchen Alle bunt durch einander ausschlagen. Die nächste Morgendämmerung findet jedoch Alle schon auf den Beinen und im Flusse badend, worauf man sich wiederum in der Kirche versammelt, wo dann die gestrigen Auftritte wiederholt und so ohne Aufhören volle acht Tage hindurch fortgesetzt werden.

Das kirchliche Fest, welches ich hier geschildert, gleicht bis auf kleine Abweichungen fast allen kirchlichen Feierlichkeiten der mexikanischen Indianerstämme.

Die Chinanteken sind der einzige mexikanische Indianerstamm, der ohne Kopfbedeckung geht, da ihr Land ein unterbrochener Wald ist, in dessen Dunkel keine Sonnenstrahlen dringen. Die Weine tragen sie mit Fellen umwunden, um dieselben gegen die Musquito's zu schützen, die in diesem feuchten, warmen Klima eine unleidliche Plage sind. — Sie reden eine Sprache, die vielleicht zu den schwierigsten gehört, für den Europäer kaum auszusprechen ist und sich mit unseren wenigen Buchstaben-Charakteren nicht ausdrücken läßt. Wunderbare Nasallaute sind darin vorherrschend; ich will hier einige wenige Proben dieser Sprache, so viel wie möglich unserer Aussprache angepaßt, anführen.

Kniöh heißt ein Maiskolben; hmung Wasser; dzaehae der Himmel; ghwak die Erde; hgnu Fleisch; hmu die Frau; dzaah der Mann; heium der Vater; hniöh das Haus; müichsehah Kakao; toolaahgichnuzegiaeli febenzig, eigentlich 40 und 10 und noch 20.

Während meines Aufenthalts in dem Konsistorialhause zu Tepinaya ward meine Küche in einer benachbarten Hütte besorgt, mit deren Eigenthümer ich oft Gespräche führte und bei welchem ich zu meiner Verwunderung Ansichten bemerkte, die von denen der übrigen Indianer sehr abweichend waren; öfters sprach er sich selbst mit beißendem Spott über ihren Aberglauben aus. Ich erfah bald, daß er kein „Sohn des Dorfes“ (hijo del pueblo), sondern ein Eingewandter und von den Einwohnern des Dorfes als Zauberer sehr gefürchtet sey. Er war unter dem Namen der „großen Schlange“ (culebra grande) bekannt, und hatte durch die Furcht, die er ihnen einflößte, sich einen bleibenden Aufenthalt im Orte zu erzwingen gewußt. Die Indianer sind nämlich sonst äußerst intolerant und dulden so leicht keinen Fremden unter sich; mein Wirth dagegen hatte es nicht bloß verstanden, sich seinen Aufenthalt in dem Dorfe zu sichern, sondern auch, sich von den allgemeinen Kommunal-Lasten frei zu machen, indem er damit drohte, daß er ihnen, falls sie ihn zur Arbeit zwängen, die große Schlange auf den Hals schicken werde. Sie glauben nämlich, daß Zauberer sich in gefährliche Thiere, in Schlangen, Tiger u. s. w. verwandeln können; und jedesmal, wenn eines ihrer Thiere im Walde zerrissen oder von einer Schlange gebissen worden, sind sie davon überzeugt, daß es der eine oder andere ihrer Feinde sey, der ihnen durch Zauberei das Unglück zugefügt habe.

Zu Lobani, einem anderen Chinantekischen Dorfe, wo ich mich zum ersten Male auf die Jagd des bisher in Mexiko unbekanntes Andes-Tapir begab, entdeckte ich unter den Indianern einen anderen wunderbaren Aberglauben, der für sie selbst eben nicht schmeichelhaft war. Sie halten nämlich die Affen für ihre verstorbenen Vorfahren. Ich begab mich in dem waldigen Gebirge auf die Jagd, begleitet von zwei Indianern, nämlich dem Sakristan und dem Regidor, welche mir der Priester als Leute empfohlen hatte, die mit der Fährte des Tapirs in dem Walde wohlvertraut wären. Ohne Hunde gelang es nicht, eines dieser Thiere vor den Schuß zu bringen, obgleich der ganze Wald voll frischer Spuren war und meine barfüßigen Führer sogar an Stellen kamen, wo die Erde von den Thieren, die eben dort geruht hatten, noch warm war. Während wir in dem wilderwachsenen Gebirgswalde, unter gährendem Regen, mühsam umherklimmten, vernahmen wir plötzlich unter uns ein gellendes Geschrei. Meine Indianer winkten mir und schickten sich an, nach dem Orte hinunterzueilten, von dem her der Lärm erschalle. Ich entdeckte bald, daß es eine Schaar Beelzebub-Affen sey, welche schreiend in die obersten Baumspitzen zu entfliehen suchten, hüpfend und sich mit den langen Wickelschwänzen von Ast zu Ast schwingend. Sobald meine Führer sie erblickten, begrüßten sie sie mit herausforderndem Geschrei, wobei ich indessen bald merkte, daß sie im Grunde sich dadurch nur Muth machen wollten. Sie begannen eine förmliche Conversation mit den Affen. Sie riefen ihnen zu, sie sollten nun bald sehen, daß der Mensch doch ein ganz anderer Kerl sey als sie, und daß es ihnen übel ergehen werde. Da ich nur mit einigen für die Tapire bestimmten Kugeln versehen war, sah ich mich genöthigt, mit Hagel zu schießen, und es gelang mir bei der weiten Entfernung erst nach mehreren Schüssen, ein paar dieser zähen Affen zu Boden zu strecken. Außerst possirlich war es nun, die ängstliche Neugier meiner Begleiter zu beobachten. Da sie mir von den Indianern als aufgeklärte Leute bezeichnet waren, die sich fürchteten, sich vor mir eine Blöße zu geben, so suchten sie meine Herzensmeinung in Betreff der Affen auszuforschen. „Was hält der spanische Kavaliere eigentlich von dem Affen? Meint er nicht, daß es todte Indianer sind? Die Leute im Orte sagen, es sind unsere todten Vorfahren, und sie könnten wohl sprechen, aber sie wollten es nicht, um nicht arbeiten zu müssen.“ — Ich lachte sie aus, versicherte ihnen, daß sie sehr schlecht unterrichtet seyen, und trug ihnen auf, unsere Jagdbeute in ihrem Netz nach Hause zu tragen. — Allein hier war guter Rath theuer. Gehorchen mußten sie, aber ihre Angst war doch groß bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß ein Tropfen Blut ihre Kleidung besudeln könnte. So lange das Blut von den geschossenen Thieren herabran, waren sie nicht zu bewegen, dieselben auf die Schulter zu nehmen, und nachher wischten sie das geronnene Blut vorsichtig mit Gras ab, und um dann während des Nachhaustragens sicher zu seyn, kein Blut auf ihre weißen Beinkleider zu bekommen — zogen sie dieselben aus und brachten als wahre Sansculottes die Beute nach der Priesterwohnung.

Ostindien.

Indische Gedichte, in deutschen Nachbildungen von A. Höfer. *)

Wenn der Jubel, mit dem einst das ganze gebildete Deutschland die Sakantala begrüßte, als sie in einer noch dazu nur mangelhaften Uebersetzung aus zweiter Hand (Sanskrit, Englisch, Deutsch) zuerst bekannt wurde, ein gewaltiger und großer war, so daß selbst Goethe ausrief:

Willst du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reist und entzückt, willst du, was säugt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakantala, dich, und so ist Alles gesagt.

so war derselbe nicht allein durch die allerdings große Schönheit des Gedichtes bedingt, sondern auch darum erhob sich die Bewunderung Alt-Indiens zu

*) Zweite Les. Leipzig, Brockhaus, 1844.

einer solchen Höhe, weil man glaubte, der Zufall werde nicht gerade das Schönste gleich zuerst ans Licht gezogen haben, es werde noch Anderes, Schöneres verborgen seyn, und um des willen sey es die Literatur der alten Inder werth, daß man sich ihr mit allen Kräften zuwende. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verfloßen, und die Resultate des neu erwachten Studiums beginnen nachgerade klarer hervorzutreten: werden nun freilich durch dieselben die anfangs geübten Erwartungen nicht immer erfüllt, so hat sich doch einerseits die indische Literatur und Sprache in mehreren Beziehungen von so bedeutender Wichtigkeit gezeigt, daß sie einen großen Abschnitt in der Wissenschaft bezeichnen, andererseits haben sich doch auch in den Werken der verschiedensten Zeitalter so manche Perlen gezeigt, die es wünschenswerth erscheinen lassen, die indische Literatur auch in weiteren Kreisen heimisch zu machen. Der oben genannte Herausgeber hat daher den Plan gefaßt, altindische Gedichte der verschiedenen Literatur-Perioden sowohl ganz, als in ausgewählten Theilen dem deutschen Leser mitzutheilen, und hat einer ersten Lese jetzt die zweite folgen lassen. Die in diesem Bändchen enthaltenen Proben gehören den verschiedensten Zeitaltern Indiens an und umfassen nach ungefähre Schätzung einen Zeitraum von mindestens dreitausend Jahren, eine Entwicklung in der Zeit, wie sie wohl keines der europäischen Völker aufweisen kann: sie gehören der epischen und lyrischen Poesie an, und wir finden zuerst Uebersetzungen von Hymnen aus dem Rig- und Samaveda, die nicht selten große Schönheit zeigen. Wir lernen hier das Leben auf einer Stufe der Entwicklung kennen, wie wir sie sonst nur in den ältesten religiösen Schriften der Juden finden, und es gewährt deshalb durch die große Einfachheit und Natürlichkeit keinen geringen Reiz. Allein, während dort Alles schon von der Verehrung des einen Nationalgottes durchdrungen ist, zeigt sich der alte Inder noch den verschiedenen Naturmächten zugewandt, die er mit sich im Verkehr wirklich erkennt oder denkt, namentlich zeigt er sich dankbar gegen Licht und Feuer und den Regen sendenden Donnergott, der ihm die leuchtende Erde neigt, damit seinen Heerden wieder Gräser und Kräuter sprießen. — Die folgenden beiden Stücke sind den beiden großen Heldengedichten Rāmāyana und Mahābhārata entnommen, deren erstes im Urtext leider noch unvollendet, dagegen letzteres in vier Quartbänden (jeder von etwa 800 Seiten!) zu Kalkutta vollständig erschienen ist. Dieses große Gedicht erzählt den Kampf der Kuru- und Pānduöhne, vermischt aber größere und kleinere Gedichte in unzählbarer Menge in das Ganze, und zu diesen gehört unter anderen auch das durch mehrfache Uebersetzungen (auch Rückert's) bekannte Gedicht vom Nalas und der Damajanti. Die bis in den Tod getreue Liebe der Gattin, wie sie in der Sakuntala und Damajanti sich aufs herrlichste offenbart, feiert auch in der vorliegenden Erzählung von der Savitri (dem Mahābhārata entnommen) einen ihrer schönsten Triumphe. Es ist diese Verherrlichung ein bedeutsamer Punkt der indischen Poesie, die gerade hier ihre duftigsten Blüten trieb, weil das gesammte Leben der Inder eigentlich nie über die Entwicklung der Familie hinausgekommen ist und diese ihre höchste Befriedigung in der Gattenliebe, aus der alles Uebrige folgt, findet. — Die aus dem Rāmāyana übersehte Episode „die Herabkunft der Ganga“ betitelt, hat der Herausgeber im Verhältnisse des Originals, dagegen die Erzählung von der Savitri freier übersezt und nach Rückert's Weise (im Nal und Damajanti) auch mit dem Reim versehen; indeß muß Referent gestehen, daß er den letzteren doch für die große Einfachheit der älteren epischen Poesie nicht ganz angemessen hält, wenn er freilich zugiebt, daß das Verhältniß ein ganz anderes sey als in Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Denn in der späteren indischen Literatur findet sich der Reim oder vielmehr Gleichklang und Alliteration, und beides in einer solchen Ueberschwänglichkeit, daß Verse von je 16 Sylben mit einander reimen und in solchen von 32 jede mit demselben Konsonanten anfängt. Man sieht also, die Anlage dazu muß auch schon die ältere Zeit gehabt haben, und sie zeigten sich auch zuweilen, aber doch selten. Doch finden sich schon in der ausgebildeten Poesie Gedichte mit fortlaufend gereimten Zeilen, und ein solches ist das in der Sammlung folgende: „der zerbrochene Krug“; hier herrscht aber noch das rechte Maß, und der Herausgeber hat glücklich und meist auch leicht verständlich nachgebildet. Der Verfasser des Gedichts ist nicht mit Gewißheit bekannt, angeblich soll er eine der neun Perlen an Hofe des Königs Vikramāditya gewesen seyn und würde demnach der Blüthezeit der indischen Dichtkunst (1tes Jahrh. v. Chr.) angehören. Die folgenden Gedichte sind aus jüngerer, einige vielleicht aus neuerer Zeit, und in ihnen zeigt sich der scharfe Gegensatz zu denen der vedischen und epischen Zeit; während dort Alles den festesten, unwandelbarsten Glauben an die Götter athmet, ist hier der alte Glaube längst entwichen; man hat aus der Masse der Götter einen vorzugsweise ausgewählt dem man seine Verehrung zollt, am Daseyn, den Wundern und Thaten der anderen zweifelt man; während der Inder der Veda's die Götter anruft, daß sie ihn reichliche Früchte ärndten lassen und seine Heerde vermehren mögen, ruft hier der Philosoph Sankara Akṣhārya: die Welt mit all ihren Gütern sey eitel und nichtig, weder Freund noch Feind, noch Weib und Kind solle uns kümmern, und nur nach Gleichmuth solle man streben, um dem Vishnu recht bald ähnlich zu werden; während der Inder der epischen Poesie von dem Leben nach dem Tode in Indra's Himmel träumt, das er sich mit allen sinnlichen Schönheiten und Reizen schmückt, ruft ein Unbekannter in den unter Bhartrihari's Namen bekannten Sprüchen aus:

Mutter Erde, Vater Luft, Freund Licht, Verwandter Wasser,
Bruder Reiche! Seht in Ehrfurcht mich vor euch: des Glüdes Fülle,
So gesendet ihr, ist reiner Glanz entbrochen,
Dem die Tauschung wich; nun löj' ich auf mich in das höchste Wissen!

Den Schluß dieser kleineren Gedichte macht ein Traumbuch, das der Herausgeber füglich hätte in Prosa geben können, da all dergleichen Werke in Indien, weil sie vorzugsweise fürs Auswendiglernen bestimmt sind, aber auch allein deshalb, in Versen verfaßt werden, und somit auf Poesie sicher keinen Anspruch machen. Bemerkenswerth ist hier wieder die Uebereinstimmung mit dem deutschen Aberglauben; abgebrochene Zähne, ausgefallenes Paar zeigen Armuth und Krankheit an, Mäuse und bellodernde Flammen bedeuten Glück. Man hat in Indien auf dergleichen Dinge bis auf den heutigen Tag sehr sorgfältig geachtet und früh Sammlungen davon angelegt, die noch mannigfache andere Uebereinstimmungen zeigen. Als eine der interessantesten möge man noch merken, daß sich die indischen Heren so gut wie die europäischen des Besens bedienen. Am Schluß der Sammlung folgen noch einige Fabeln und Märchen, von denen die letzten hier zum ersten Male in deutscher Uebersetzung erscheinen.

A. Kupn.

Mannigfaltiges.

— Französische-belgische Verträge. Belgien soll, um von Frankreich einige neue Zollvergünstigungen und namentlich die Verlängerung der seiner Linnenproduction gewährten Vortheile zu erlangen, demselben einen Köder hingehalten haben, dem es nicht leicht wird widerstehen können, besonders bei dem Einflusse, den in unserer Zeit die Männer der Wissenschaft und der Literatur auf die Leitung der Staatsgeschäfte in Frankreich besitzen. Die belgische Regierung hat nämlich der französischen die Unterdrückung des Nachdrucks angeboten, der bekanntlich in Brüssel und an einigen anderen Orten Belgiens fast nur auf die Geisteserzeugnisse Frankreichs sein Augenmerk gerichtet hat. Bis jetzt hatte die französische Regierung vergebens sich bemüht, bei der befreundeten belgischen ein Verbot des Nachdrucks durchzusetzen, welchem Verlangen immer entgegengesetzt wurde, daß bei diesem Gewerbe in Belgien zu große Kapitalien und zu mannigfache Interessen bestritten seyen, um ohne Gefahr durch eine legislative Maßregel einschreiten zu können. Seitdem hat sich indessen herausgestellt, daß die konfartirenden Nachdrucker sich gegenseitig noch viel früher als den französischen Buchhandel ruiniren dürften, und daß, wenn Frankreich noch mehrere solche Verträge wie den letzten mit Sardinien abschließen, der Markt für den belgischen Nachdruck immer kleiner werden würde, wozu auch noch kommt, daß das Experiment, welches Eug. Sue mit dem Buchhändler Kollmann in Leipzig gemacht, insofern ein günstiges Resultat geliefert, als bis jetzt die belgischen Nachdrucker des Juis Errant in Sachsen verboten sind, so daß auch Privatverträge französischer Schriftsteller mit ausländischen Buchhändlern ausreichend zu seyn scheinen, den Belgiern die Vertreibung ihrer Nachdrucker im Ausland zu erschweren. Alles dies hat wahrscheinlich die belgische Regierung bewogen, jetzt mit jenem Anerbieten hervorzutreten, das in diesem Augenblicke immer noch als ein werthvolles Zugeständniß angesehen werden kann und welches zurückzuweisen — auch wenn dafür erhebliche Gegenkonzeßionen gemacht werden müßten — ein von der Literatur zu seiner hohen Stellung emporgetragener Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wie Herr Guizot, gewiß nicht den Muth hat. Es fragt sich nur, ob nicht das Bedenken, daß der Nachdruck, von Belgien vertrieben, nach Holland oder einem anderen Lande wandern und dergestalt das belgische Zugeständniß illusorisch machen würde, die französische Regierung, die bekanntlich nicht sehr freigebig mit Gegenbewilligungen in Sachen des Handels ist, auch fernerhin davon zurückhalten werde.

— Mäßigkeits-Gesellschaften in Nord-Amerika. Zu den Ländern, in welchen die Mäßigkeits-Gesellschaften wahre Wunder bewirkt, gehört unter Anderem auch der Staat Massachusetts in Nord-Amerika. Die Armen-Taxe, die dieser Staat aufzubringen hatte, belief sich noch vor wenigen Jahren auf 200,000 Dollars jährlich. Nachdem die Mäßigkeits-Gesellschaften ihre Wirksamkeit begonnen und Ausdehnung gefunden hatten, fiel im Jahre 1841 dieser Betrag auf 136,000 Dollars und im Jahre 1843 hat er gar nur auf 41,000 Dollars sich belaufen. Innerhalb dieser Zeit sind dort nicht weniger als 30,000 Trunkenbolde gebessert und aus Almosen-Empfängern zu arbeitssamen Menschen gemacht worden, so daß nicht bloß diese unglückliche Klasse selbst, sondern auch die steuerzahlende Bevölkerung dadurch bedeutend gewonnen hat. In dem Armenhause der Stadt Worcester in Massachusetts hatten sich noch vor drei Jahren 469 Arme befunden, welche Zahl seitdem auf 11 gesunken ist, so daß sich die Stadt aus Dankbarkeit gegen die Mäßigkeits-Gesellschaft veranlaßt gesehen hat, derselben zu ihren Zwecken einen jährlichen Beitrag von 300 Dollars zu votiren. Aehnliche schöne Resultate hat die Sache der Mäßigkeit auch schon in Europa geliefert. Bekannt ist, welche Wunder Pater Mathews in einigen bisher in sehr übelm Geruche stehenden irländischen Grafschaften bewirkt hat, wo jetzt kaum ein einziger Trunkenbold mehr zu finden seyn soll. Aber auch ganz in unserer Nähe lassen sich einige sehr erfreuliche Resultate der durch gemeinsamen Beschluß zur Ehrensache gemachten Mäßigkeit aufzeigen. In mehreren ober-schlesischen, von sogenannten Wasserpölen bewohnten Distrikten nämlich, wo noch vor wenigen Jahren die bitterste Armuth, gepaart mit dem ekelhaftesten Schmutze und der brutalsten Gefinnung, herrschte, ist, seitdem einige würdige Landpfarrer an die Spitze der Mäßigkeits-Sache getreten, der Zustand der Bauern völlig verändert, und man begegnet jetzt den Anzeichen beginnenden Wohlstandes und erwachender Menschenwürde, wo man den einen wie die andere seit Generationen nicht gekannt hat.